

(Nachdruck verboten.)

8]

## Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Der Großhändler lachte. „Die Leute! Glauben Sie, Dr. Lindheimer kimmert sich um das Geschwäg der Leute! Einmal hörte ich ihn in einer Gesellschaft bei Tische zu dem neben ihm sitzenden Prediger sagen: „Ich danke und preise meine Mutter, daß sie ein Kind bekam. Sonst existierte ich ja nicht, und wahrhaftig, ich freue mich zu leben. Herr Pastor — proßt den Frauen, die nicht heiraten und doch ihre Bestimmung erfüllen, einen Nachkommen in die Welt zu setzen.“ Der Pastor wurde so verwirrt, daß er mit ihm anstieß. „Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.“

Regina brach in ein sonderbares Lachen aus und beeilte sich wieder über andere Dinge zu reden.

Von diesem Tage an setzte sie sich in der Kirche immer so weit zurück, daß der Arzt und seine Mutter vor ihr Platz nahmen. Er war ein robuster kräftiger Mann, Haar und Bart waren schon ergraut, nur am geröteten Hals wuchsen noch dunkle gelockte Haare. Die Mutter sah so unscheinbar aus, schmal und abgearbeitet.

Von jetzt an vergaß Regina zuweilen zu singen, diese beiden regten ihre Gedanken so sehr an. Vor dieser Frau empfand sie einen wahren Respekt. Sie hatte nicht allein das Urteil und die Verdammung der Welt auf sich genommen, sondern sie hatte den Knaben zu seiner Stellung erzogen. Und jetzt saß sie neben ihm, wie neben einem großen vollbrachten Wert.

„Und Du?“ wurde ihr ins Ohr geflüstert. „Was hast Du getan? Du konntest nicht anders handeln — nein. Aber jene? — Was würde sie wohl über Dich sagen, wenn sie es wüßte? Was hast Du getan? Dieses Kleid? Dieser Hut? Diese Handschuhe, woher hast Du das Geld bekommen?“

Und hinter dem vergnügten Gesicht begannen neue Grübeleien ihr unheimliches Netz zu spinnen. Eines Tages geht sie zum Großhändler, nimmt Vorschuß, bekommt die volle Summe, schickt das Geld dem Professor und bittet ihn, es weiter zu befördern.

Aber die widerliche Tat war an und für sich doch getan — sie klebte ihr für's ganze Leben an — und sie schien sie niemals abwaschen zu können.

Sie begann die Kirche zu meiden. Sie vermochte nicht mehr, dort zu sitzen und die beiden zu sehen.

Keine Freundinnen, keine Zerstreung lüfteten ihr Gemüt. Tag für Tag dieselbe Arbeit, dieselben Zimmer, dieselbe Maske vor der Welt, und denselben verschwiegenen Kummer. Wo das Kind wohl jetzt war? Ging es ihm auch wirklich gut? Wenn sie denselben Mut besessen hätte wie diese Frau! — Im nächsten Augenblicke lachte sie wieder. Alles erschien ihr zu unmöglich, — Amerika? Ja, das war eine andere Sache.

Der Schaukelstuhl wurde den ganzen Abend geschwungen, und sie starrte nach Westen über die blauen Gipfel, als könne das Sinausstarren etwas nützen.

Aber dieses Kind, woran sie solch eine große Schuld begangen, begann sich jetzt merkwürdig lebendig zu gestalten. Und je länger sie hinausstarrte, umso mehr grübelte sie, wo es jetzt wohl sein könnte.

Und in dieser Zukunft, die ihr bisher so hoffnungslos dunkel erschienen, entzündete sich gleichzeitig ein kleiner Funke, dem sie immer entgegenstarrte. Und der kleine Funke gewann immer mehr Leben, scharte kleine lichte Träume um sich und leuchtete klarer und klarer.

### VIII.

Der Herbst war mit warmen milden Tagen gekommen. Apfel- und Birnbäume standen mit roten und gelben Früchten; das Laub rötete sich im Sonnenlichte. Und wenn sie durch die weißbestreuten Wege ging, blieb sie oft stehen und blickte auf die sinkende Linie der Fichtengipfel hinab, wo der Sonnennebel wallte und wo gelbe Rosetten weicher Laubwälder die langen Fichten- und Kieferwalddecken bestückten. Der

Simmel konnte so blank und klar sein, daß die einzelnen Fichten ihre Spitzen in meilenweiter Entfernung abzeichneten. Aber nach Süden hinab versanken alle Wölbungen in der Ebene, die sich gegen den fernen Horizont am Meeresrande abtönte.

Dann folgten Tage mit Sturm und Regen, und wenn sie über den großen Hofraum lief, jagte der Wind oft die Hobelspäne aus den Fabriken über ihren Kopf. Wenn dann der Abend kam, die Jalousien herabgerollt und die Lampen angezündet waren, lagerte eine unendliche Leere in diesen großen Räumen, denen nur zwei Menschen Leben einhauchten.

Regina pflegte des Abends im Speisezimmer zu nähen, während Flaten sich in dem kleinen Zimmer seiner verstorbenen Frau aufhielt. Eines Abends kam er jedoch heraus und sagte zu ihr:

„Hören Sie, liebes Fräulein, wir haben wirklich nicht nötig, es hier noch leerer und ungemüßlicher zu machen. Wollen Sie sich nicht zu mir hereinsetzen? Dann ist keiner allein.“

Sie folgte ihm schweigend. In dem kleinen behaglichen Raume, wo Nähkästen, Kissen, Schreibzeug und Photographien an die verstorbene Hausfrau erinnerten, hatte er den Kamin angefeuert, und die Flamme verbreitete eine behagliche Wärme. Wenn sie an diesen Herbstabenden zusammen saßen, sie über die Näharbeit gebeugt, er ein Buch in der Hand hielt, dann war es nicht zu vermeiden, daß sie einander näher traten, sie waren ja auch Landsleute in einem fremden Lande. Er erzählte ihr von seiner Jugend in Hamar und sprach über seine Abenteuer in ausländischen Städten.

Sie erwartete, daß er sie auch näher ansfragen würde. Wenn er diskret war, so war es eigentlich verdächtig. Frug er hingegen, so mußte sie wieder zur Lüge greifen.

Aber er frug nicht. Er wußte vielleicht alles. Angenommen, daß er alles wußte?

Man hatte sie wohl aus Berechnung hergeschickt. Sie fern verborgen, damit das Kind und sie sich niemals finden sollten. Man glaubte, sie würde es schnell unter neuen Eindrücken vergessen, sich vielleicht verlieben, wieder verheiraten, man hielt sie für so oberflächlich, alles möglichst schnell zu vergessen. Sollten sie recht behalten? Und mitleidig hatte man ihr das Geld in die Hand gedrückt: „Bitte, nun gehört das Kind uns! Verschwinde und zeige Dich nie mehr!“ So tief war sie gesunken. — Und sie fand sich drein. Sie aß, schlief, lachte. Ja, weiß Gott, sie fand sich in alles. Sie irrten sich nicht. Sie war nicht besser. Sie ließ sich gebrauchen. Sie besaß keinen Stolz.

Der Großhändler las anscheinend, sah sie jedoch oftmals an. Sie sah vor dem Feuer, über die Näharbeit gebeugt, und sah so jung, so ernst und so schön aus. Das dunkle Haar fiel zu beiden Gesichtsseiten nieder, verbergte die Ohren und war tief im Nacken zu einem Knoten zusammengewunden. Die langen gesenkten Augenwimpern machten den Blick so rätselhaft, der Mund war straff geschlossen. Sie trug täglich ein dunkelwollenes Blusenkleid, ohne jeden Schmuck, keine Brosche am Hals, nicht einmal eine Uhrkette.

„Fräulein Asolt, woran denken Sie?“ Der Großhändler lächelte sie an.

Sie fuhr aus ihrem Brüten auf. Aber sofort gewann sie wieder Macht über ihr Gesicht und lächelte:

„Ich? An nichts Besonderes.“

Dann las er wieder und sie nähte weiter.

Ja so, er beobachtete sie. Er amüsierte sich vielleicht, daß sie hier dem Anscheine nach das junge unschuldige Mädchen spielte. Und wenn er nun wirklich wußte, daß sie ihr Kind an Fremde weggegeben und dafür Geld genommen hatte — mußte er sie dann nicht verachten. War es zu verwundern, wenn er eines Abends an ihre Türe klopfte. Die Nadel flog immer schneller.

Der Großhändler blickte sie wieder an. Er sah nur ihre roten Hände in dem roten Schein der Flamme, die jungen glatten Finger, ganz unberingt. Hatten sie jemals einen getragen? Er hätte nach tausend Dingen fragen mögen, schob es immer wieder auf, aus einer unerklärlichen Angst vor Enttäuschung.

Aber jetzt steht er plötzlich auf und sagt gute Nacht, obwohl es ungewöhnlich früh ist. Er bemerkt, daß sie ganz erregt ist. Vorüber möchte sie nur immer grübeln?

„Gute Nacht, Fräulein Moll! Schlafen Sie wohl!“

Sie blieb sitzen und lauschte seinen Fußritten, die hinter der Tür erklangen und auf den Treppen verhallten. Und die Flammen erloschen am Kamin, weil sie das Anfeuern vergaß.

Und Regina saß dann auf dem Bettrande und starrte in eine kleine Lampe auf dem Nachttische. Dieses Grübeln über den Aufenthalt des Kindes konnte sie wie eine plötzliche Krankheit befallen. Heute Abend war ihr plötzlich eingefallen, daß der Vater des Kindes seine Hand im Spiele habe. Ob er es wohl durch den Professor bei zuverlässigen Leuten untergebracht und ihr aus Mitleid dieses Geld gegeben hatte? Man muß sich doch gegen ein solches kleines Mädchen gentil benehmen! Und für das Kind wollte er sorgen, sie erschien ihm nicht würdig, dessen Erziehung zu leiten. Sie schloß er aus. Schickte sie ins Ausland. Verhielt es sich so? Kränkungen vermochte sie zu ertragen, von ihm jedoch keine weiteren. Von ihm niemals wieder. Sie mußte es herausbringen. Sie mußte es sofort wissen.

Am nächsten Morgen drangen wieder neue Mutmaßungen durch. Alle waren gleich wahrscheinlich, weil sie nur wußte, daß das Kind irgendwo in der Welt weilte. Und sie sah das Kind bei der Taute in Nordland und zerbrach sich den Kopf, wieso die Geschichte zu ihr gedrungen sei. Sie sah es dann bei der Taute im Hochland, und dieser Gedanke brachte sie zur Raserei. Sie dachte an eine der Schwestern des Großhändlers, die kinderlos war, und die obendrein in Christianland wohnte. Und je mehr sie die verschiedenen Möglichkeiten hin- und herwarf, um so lebendiger stieg das Kind in ihrer Seele auf, und um so ungeduldiger sehnte sie sich nach Aufklärung. Wer wußte, ob es ihm gut erging?

Hier wandelte sie einher und ließ die Zeit verstreichen, ob, schlief, wurde rot und dick als schleppe sie nicht die geringste Schande nach. Sie konnte sich wohl ärgern, sorgen, Tränen vergießen. Aber handeln? Nein. — Und sie erregte sich durch Selbstvorwürfe, Tag für Tag, Nacht für Nacht — bis sie eines Tages an den Professor schrieb. Sie wollte vorsichtig anfangen. Sie wollte bloß durch ihn erfahren, wie es ihrem Kinde ginge.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Etwas vom Wohnen.

Nicht von der proletarischen Behausung soll im folgenden die Rede sein, wenigstens nicht von der, die wir armen Großstädter kennen, nicht von den licht- und freudelosen Pferden, die Menschenwohnung heißen, nicht von den dumpfen, lustarmen überfüllten Gelassen, in denen das arbeitende Volk in duldsamem Nebeneinander zur Welt kommt, leidet, schafft, lecht und wohnt, leant, strebt, in denen so viele flügelarm werden, ehe sie noch recht flügge geworden, in denen das Volk schließlich dahinsiecht und stirbt. Nicht davon wollen wir heute miteinander ein Viertelstündchen plaudern, sondern von den oberen paar Hundert, die nicht nur das nötige kleine und große Geld dazu haben, sondern auch den Geschmack und Verstand zum Wohnen mitbringen, und von den vielen Tausend anderen, die ihren Geschmack und Verstand trefflich nützen können, um ohne großen Aufwand ihre Wohnung in ein Heim umzugestalten. Von moderner Wohnungskultur soll die Rede sein, von der Bewegung, die von England ausgehend in Lichtwart und Schülze-Naumburg die vornehmsten deutschen Vertreter gefunden hat und deren Werben auch vor den schwarzgelben Grenzpfählen nicht Halt machte. Gerade bei uns war es ja so notwendig. Nirgends sonst in der Welt wird der großstädtische Wodenvucher gleich begünstigt wie in Wien und die traurigen Folgen dieser Erscheinung sind: unerhöhter Mietwucher und in folgerichtiger Fortsetzung: Herabdrückung des Wohnungsbedürfnisses auf ein Minimum. Der Hausbesitzer heißt in Wien Haus-herren. Schon diese sprachliche Bildung charakterisiert in Wien das Verhältnis des Mieters zum Besitzer. Der Hausbesitzer ist der Herr. Die Mieter heißt P i n s. Zinsen muß der Besitz tragen, hohe Zinsen und je höhere, desto mehr steigt das Herrenbewußtsein in dem einen, das Gefühl der Unterdrücktheit, tributpflichtigen Sklaventums in dem anderen. Das Gefühl, daß der Hausbesitzer ein Kaufmann ist, wie jeder andere und daß seine Ware Wohnung heißt, hat man in Wien nicht. Mietervereine oder Mieterorganisationen sind in Wien noch Zukunftsland. Auch von Mieterschutzgesehen träumen wir noch. Der Mieter ist jeglicher Willkür ausgesetzt. Es gibt in Wien Häuser, wo Klaviere, Hunde und — Kinder nicht gebuldet werden. Andere Gemütsmenschen wieder nutzen die Ueberlegenheit ihres Geldsacks gegenüber der Abhängigkeit des Proletariats zu dem Gebot der acht-tägigen, ja selbst der dreitägigen Kündigung zu beliebiger Zeit aus und fügen zu allem Wohnungsjammer noch das ewige Bittern um das armelige Sein innerhalb des aufgemauerten Ziegelhausens hinzu. Das Gespenst der Obdachlosigkeit macht mürbe. Sofern diese Drückung nur kontraktlich festgelegt, ist das Gesetz machtlos, das

eine mindestens 14tägige Wohnungsündigung, wenn sonst nichts vereinbart ist, vorschreibt. So beim Proletariat. Aber auch das Bürgertum, die Beamten, die Geschäftsleute können in Wien nicht wohnen. Auch sie sind bedrückt und zum Schweigen verurteilt, auch sie zittern vor der Kündigung, die auch sie jederzeit ohne Angabe eines Grundes treffen kann, und gegen die sie nicht Einsprache erheben können, sofern nur der gesetzliche Termin eingehalten ist. Und über diesem Jammer weht jetzt auch in der „Kaiserstadt an der Donau“ früherer Frühlingshauch.

Allerbekannteste Anfänge noch sind zu verzeichnen, aber sie sind da. Von einer zur Vereinigung „Secession“ gehörenden Künstlergruppe gehen sie aus, diese Bestrebungen, das Wohnungsbedürfnis in Wien zu wecken: das gute Beispiel und Aufklärung mit Schrift und Stift sind ihre Mittel.

Was der Architekt Josef Hoffmann und sein künstlerischer Sozias der Maler Belo Moser im Verein mit dem Großindustriellen Fritz Wärndorfer in der „Wiener Werkstätte“ geschaffen haben, davon soll vielleicht ein anderes Mal die Rede sein — auch davon vielleicht, was die jüngere Wiener Architektenschule unter dem Einfluß des Lehrmeisters Oberbaurat Otto Wagner im edelsten Sinne für die Erweckung des Wohnungsbedürfnisses getan hat — für heute will ich mich auf die Besprechung einer Erscheinung, die uns mit Zukunftsfreude erfüllt, beschränken.

Ein junger Wiener Kunstschriftsteller, Joseph August Lux, führt seit einigen Jahren einen erfreulichen Kampf gegen alle Unkultur und Kulturwidrigkeit im Wohnen und hat als Niederlag seiner in Wien, in England und Deutschland betriebenen Studien eine Fülle von sachgemäßen Anregungen ausgestreut, die revolutionierend wirken müssen. „Allein das Zeugnis, das die Bewohner für die persönliche Kultur der Besitzer ablegen“, sagt er in einem seiner vortrefflichen und reich mit Beispielen ausgestatteten Bücher\*), ist nur in seltenen Fällen ein günstiges. Ich habe die Wohnungen aller Stände gesehen und vor allem des Mittelstands, der den Hauptteil der Stadtbewölkerung ausmacht, und ich habe fast durchwegs nur Variationen eines Themas gefunden, das nichts Erquickendes bot. Auf die falsche Note des erborgten Luxus, der den Schein höher stellt als das Sein, ist noch heute das meiste gestimmt. Auf jeder Schwelle, die ich überschritt, hatte ich die Empfindung, als schalte mir eine widerliche Kellamestimme entgegen: „Schmücke Dein Heim!“ Den traulichen Blumenstör, den uns die lebendige Natur, den Frühling in die Stube zaubert, fand ich ersetzt durch die künstliche Palme, eine erbärmliche Skaritur, die ihre starren Blätterfinger verzweiflungsvoll nach allen Richtungen ausstreckt in der offenkundigen Absicht, das Mariatibulett traurigen Angedenkens an Geschmackswidrigkeit zu übertrumpfen.“ Und dann erzählt er von den „Mäglischen Imitationen der Glasmalerei“, die dem Licht den Eintritt wehren, von den dunklen, schweren Stoffvorhängen, die denselben Zweck dienen, scheinbare Arealität hervorzurufen, in Wirklichkeit aber den Schmutz verbergen zu helfen, der in der Wohnung Heimstatt hat. „Man braucht nur damit zu beginnen, statt der künstlichen Pflanzen lebende, echte ins Zimmer zu bringen, um Freude an ihrer Echtheit und ihrem Gedeihen zu gewinnen, und eine Revolution ist fertig. Zuerst würden die schweren verdunkelnden Stoffgardinen fallen, um wieder Licht und Luft in die dumpfen Räume einzulassen. Wir müßten den echten Blumen, so wir sie erhalten wollen, dieses Opfer bringen, und es wäre eine gerechte Wiedervergeltung, denn gerade diese verdüsternden Stoffgardinen waren es, die zur Zeit, als der Maratsche Atelierstil Mode wurde, unsere Blumen verdrängt haben. So nun aber das Halbdunkel jener romantischen Rembrandtstimmung vor der Tageshelle gewichen ist, entpuppt sich die Lächerlichkeit des Stimmung machenden Krimskrams an den Gestirnen, aller der Krüge, die keinem Gebrauch dienen, die weder Wasser noch Wein fassen, der Vasen, die keine Blumen aufnehmen können, der Keller, die zu keiner Mahlzeit verwendet werden können, und die sich als dürftiger Schmutz vor dem Tageslichte schämen, als nicht minder die dunkel gehaltenen Wände, die so beliebt sind, weil man den Schmutz darauf nicht sieht. Im Schmutze leben, das macht nichts, nur sehen darf man ihn nicht. Nun aber wird der ob seiner Nichtigkeit entlarvte Prunk unerträglich, und es beginnt ein lustiger Umsturz, vor dem nichts niet- und nagelfest ist. Vom Hunderten kam man in Tausendste. Vom Fenster zu den Wänden und den Wänden, und von diesen zu den Möbeln, bis ins kleinste herab. Es ist fast unabweislich, in allen Einzelheiten des Wohnraumes die neue Wohnungskunst zu erhärten. Der Ausgangspunkt dieser neuen Aesthetik aber ist, daß wir allen sogenannten Luxus aus unseren Häusern fortzuschaffen und zur Aufrichtigkeit und Einfachheit zurückkehren, wenn wir wollen, daß die Kunst wieder im Hause beginne. Epochen mit hochentwickelter vollstümlicher Kultur haben gezeigt, daß die Kunst immer vom Hause ausgeht und von hier aus auch das äußere Leben ergreift. Darum muß unsere Sorge darauf gerichtet sein, daß wir nicht die goldene Regel verletzen, die uns William Morris gegeben: „Behalten Sie nichts in ihrem Heim, wovon Sie nicht wissen, daß es nützlich ist, wovon Sie nicht glauben, daß es schön ist!“

So predigt Lux, und wir lauschen ihm gern und folgen gerne seinen Wünschen, die auch dem Proletarier zugute kommen. Tausende und abertausende Arbeiterhaushalte werden im Jahr gegründet. Warum sollen hier die neuen so vernünftigen und schönen Ideen

\*) Joseph August Lux: „Die moderne Wohnung und ihre Ausstattung.“ Wiener Verlag. Preis 5 Kronen.

nicht mit einzusehen, warum soll hier diese Revolution halt machen? Warum soll das „sprechende“ Duzendmöbel, das schlecht aus Hartholz gefügt, einen Stil vorkaufeln, zu dem die blaue Arbeitsbluse einmal nicht paßt, nicht dem billigeren, weißlackierten Weichholzmöbel von geraden, einfachen Linien ohne aufgepflanztes „Alteutisches“ oder „Kolloto“-Ornament Platz machen? Warum sollen nicht lebende Topfpflanzen in der Arbeiter-Wohnung wieder zu Ehren kommen, an Stelle der präparierten, warum nicht gute Reproduktionen künstlerisch wertvoller Bildwerke in glatten weißlackierten Rahmen an Stelle der grauenhaften Oelbrude, die sich der kunstfremde Mann ins Zimmer hängt, um dem prunvoll erscheinenden Plunder, der Rahmen heißt, eine Daseinsmöglichkeit zu geben? Der großstädtische Arbeiter zahlt das bühnen Licht und Licht teuer genug, als daß er Anlaß hätte, es sich noch selbst abzuipern. Das alles ist aber mit demselben Aufwand möglich zu beschaffen, wie der heutige Tand, der unsere Wohnungen füllt.

Und aus der Wohnung heraus wird sich das neue Haus entwickeln, die neue Stadt. Davon spricht Luz in einem anderen Buche „Das moderne Landhaus.“ Landhaus gebraucht Luz im englischen Sinne, wo der Zug aus der Stadt auf das flache Land am weitesten entwickelt ist. Die Stadt den Geschäften, das Land dem Wohnen. Berlin ist diesem so vernünftigen Prinzipie ja schon sehr gefolgt. Bei uns in Wien ist auch hierin noch fast alles zu tun. Vor allem sind die vorhandenen Verkehrsmittel noch so auszubauen und auszunutzen, daß sie diesem Zwecke dienstbar werden.

Was Luz in seinem „modernen Landhaus“, unterstützt von vorzüglichen Illustrationen, darstellt, ist wieder nur der Umsturz. Auch hier ist die oberste goldene Regel: Nüchtern zur Einfachheit, zum Vernunftgemäßen, zum gesundheitslich Notwendigen, und dadurch Auffinden des Schönen. Er führt uns in die Wiener Künstlerkolonie auf der „Hohen Warte“ zu Füßen des Rastenberges, die sich würdig dem dort noch zum Teil erhaltenen reizvollen Stück Alt-Wien angliedert, in dem Beethoven gewandelt, wo Körner, Bauernfeld und die Theresie Krones abseits vom Lärm der Großstadt Ruhe und Erholung gesucht haben. Hier war es Architekt Joseph Hoffmann, anderswo der Architekt Leopold Bauer, der sich seine Motive aus dem Bauernhaus holt, dem volkstümliche Bauweise „das Volkslied der Architektur“ ist.

So strömen auch aus diesem Bande eine Fülle von Anregungen aus; und was auch in diesen Rahmen nicht gezwängt werden konnte, das lebt sich erst recht in der von Luz seither begründeten Zeitschrift „Hohe Warte“ aus.

Für die künstlerischen, geistigen und wirtschaftlichen Interessen der städtischen Kultur ist diese apart ausgestattete und zugleich illustrierte Schrift begründet, und schon die vorliegenden ersten zehn Hefte zeigen uns, daß es da ein reiches Feld zu bebauen gilt. Einige Sätze aus dem Programmartikel werden uns sagen, was die „Hohe Warte“ sein will. Vor allem „keineswegs eine Kunstzeitschrift mehr“, aber sie will der starken Bewegung zur „Pfleger des ästhetischen Lebens“ ein Sprachrohr sein, sie betont nicht den Unterschied zwischen modern und unmodern, sondern zwischen gut und schlecht. Sie dient, das zeigen die bisherigen Hefte, im besten Sinne der Heimatskunst, sie wirkt neue Freunde, sie erweitert den Blick der alten. Die besten Wiener Künstler sind mit am Werk, und mit ihnen teilen sich Lichtwart und Schünke-Raumburg in die Arbeit, die es da zu leisten gibt.

Die wichtigsten Programmpunkte der „Hohen Warte“ sind: Künstlerische Stadtpflege in bezug auf die öffentlichen und privaten Bauten, Denkmäler, Brunnen, Gärten; Preisausschreiben; Wohnungspflege und Wohnungsausstattung; Villenbau; Kunstpflege im Hause. Volksbildungsbestrebungen, Hygiene, Konsum, Wohlfahrts-einrichtungen, städtische Wirtschaftspolitik; künstlerische und gewerbliche Organisationen, Ausstellungswesen, Volkshunde und Volkskunst, Heimatschutz; Beispiele aus skandinavischen, englischen, amerikanischen Städtebauten. Literatur; Städteberichte aus allen Ländern und Provinzen.

Bisher hat die „Hohe Warte“ gehalten, was sie versprochen, und die Gemeinde, die sie um sich versammelt, wird von Tag zu Tag größer, zur Freude aller Freunde der ästhetischen Kultur, die uns in der Erwerbshast und den harten Kämpfen unserer Tage wenn schon nicht verloren gehen wollte, so doch zu verkümmern drohte. Hier halt geboten zu haben und von neuem aufzubauen, was in der Zeiten Lauf zerstört wurde, ist ein verdienstliches Werk. Das wollte ich einmal sagen. —

Mag Winter · Wien.

## Kleines feuilleton.

so. Metrolog. — Der Regen klatschte an die Fenster, und der Wind pff in der Straße. Wenn man hinausblühte, sah man die gegenüberliegende Häuserwand nur durch feuchte graue Schleier und auf Damm und Steig schmutzige Lachen.

\*) Das moderne Landhaus. Ein Beitrag zur neuen Baukunst von Joseph August Luz. Wien, Verlag von Anton Schroll u. Cie. Preis 10 Kronen.)

\*\*) Illustrierte Halbmonatsschrift für städtische Kultur. Verlag von Luz und Löffig. Wien I. Wallfischgasse 4.

„Gottlob, daß wir es hinter uns haben!“ sagte der dicke Holzhändler Peterßen zu dem Kolonialwarenhändler Arndt. Der nickte: „Schauderhaftes Wetter, ich habe morgen sicher den Schnupfen. Das lange Stehen am Grabe — der Pfarzer hätte es auch kürzer machen können. Ist ja ganz schön im Sommer, aber im März, wo's heute warm und morgen kalt ist, nee!“ Er schüttelte den Kopf. „Offentlich kriegen wir bald was Warmes, 'nen ordentlichen Schlud Kaffee, noch besser wäre ein Gilla, aber daran ist ja nicht zu denken, die Frau scheint ja ganz aus dem Häuschen zu sein!“

Peterßen zuckte die Achseln: „Gott, wenn man bedenkt, vier Kinder! Und nicht zu wissen, wovon man leben soll. Ja,“ er pff leise und kurz vor sich hin, „da ist's schwer normal zu sein. Offen gestanden, ich habe diesen Möring nie begriffen. Unpraktisch, durch und durch! Eigentlich gar keine Ahnung von Geschäft. Bloß immer künstlerische Ideen! Run schön, er war ja Architekt. Aber von solchen Ideen lebt man doch nicht und hinterlassen tut man noch weniger. Billig und schön war seine Devise. Er hat immer so 'ne großpratschigen Reden geführt, daß einem ganz schlimm werden konnte: von Kunst ins Volk tragen und ähnlichem Unsinn. Aber all das konnte meinetwegen noch hingehen, wenn er nur auf seinen Vorteil sich verstanden hätte. Aber er war geradezu blöde. Von einer unheimlichen, schon bornierten Ehrlichkeit — Sie wissen ja, Arndt, wie ich's meine — man nimmt eben mit, was man kriegen kann. Das ist man sich und seiner Familie doch schuldig, nicht wahr? Aber er — ich hab mit ihm darüber hundertmal geredet und ihm klar zu machen gesucht, daß er sich loszusagen ins eigene Fleisich schneidet. Aber nichts hat genügt. Gelächelt hat er nur, beleidigend gelächelt. Na jetzt würde er es nicht mehr tun. Jetzt würde er vielleicht doch mir recht geben.“

Arndt nickte: „Man sollte es nicht für möglich halten, was für Menschen es gibt. Gar nicht, als ob sie auf der Erde leben. Immer in höheren Regionen. Dazu gehörte dieser Möring auch. Ich kann ja nicht über ihn klagen. Er hat immer pünktlich bezahlt. Aber wie soll das jetzt werden? Sie sind doch mit der Frau weitausig verwardt. Da werden Sie wohl ran müssen, Peterßen, bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig.“

Der Holzhändler seufzte: „Wo denken Sie hin, Arndt? Ich hab' doch allein genug zu krebjen. Denken Sie mal, ein Junge studiert, einer ist Offizier — rechnen Sie mal gefälligst nach, was das kostet. Und dann drei Mädels. Gott, die wollen mal untergebracht sein. Da muß man beizeiten an die Aufsteuer denken. Ich kann beim besten Willen nichts für Mörings tun. Für anderer Leute Kinder sorgen, das können Sie nicht gut verlangen. Er hätte was tun müssen, nicht in den blauen Dunst hinein wirtschaften. Bei der Villa vom Kommerzienrat Büchsel hätte er allein fünfzigtausend Mark verdienen können — schlecht gerechnet. Mehr noch, wenn er bloß ein bißchen schlau gewesen wäre. Aber nein — es war ihm eine Ehre, daß der Kommerzienrat ihn seinen Ideen folgen ließ. Da hat er sich geschmeichelt gefühlt, und Büchsel hat sich ins Häuschen gelacht. Einen billigeren und besseren Architekten konnte er gar nicht finden. So ein Schaf, was? Das soll einen nicht giften! Na, Gott hab' ihn selig. Zu ändern ist nun nichts mehr daran!“

„Aber schade ist es doch!“ meinte der Kolonialwarenhändler, der Umschau gehalten hatte nach etwas Warmem. Noch war an Kaffee nicht zu denken. Das war das bloß hier für eine Wirtschaft. Da war man nun das Ende bis zum Kirchhof mitgelaufen, hatte eine halbe Stunde am Grabe gestanden, dann den langen Weg zurück und nun — einfach unglaublich. Diese Frau Möring wirkte doch gar nicht, was sich gehörte. Trauer — gewiß! Das war ja sehr schön, aber man hatte doch Rücksicht auf die Leidtragenden zu nehmen!

„Schade?“ sagte nach einer Weile Peterßen, „ich halte es sogar für ein Glück, daß er jetzt schon gestorben ist. Denken Sie bloß, wie es nach zehn Jahren gewesen wäre! Wenn die Kinder schon mehr herangewachsen wären. Was hätte da erst die Frau angefangen? So kann sie sich wenigstens allmählich an ihre Lage gewöhnen. Meiner Ansicht nach ist die Frau auch an ihrer jetzigen Situation schuld; sie hat Möring noch immer bestärkt in seinen verrückten Ideen. Ein Herz und eine Seele! Im Anfang war sie ganz vernünftig, das läßt sich nicht leugnen. Aber er hat sie allmählich ganz zu seinen Anschauungen befehrt, bis sie zuletzt auf ihn schwor. Kurz und gut, ich sage Ihnen, Arndt,“ Peterßen erhob erregt seine Stimme, „mit der Gesellschaft war eben nichts anzufangen.“

Der Kolonialwarenhändler legte beschwichtigend seine Hand auf den Arm des Holzhändlers: „Pst, pst, nicht so laut, man sieht schon her.“ In der Tat hatten die anderen Leidtragenden, als sie Peterßen so deutlich vernahmen, ihre gedämpfte Unterhaltung unterbrochen und zu den Weiben hingeblickt.

„Ach was,“ sagte Peterßen etwas leiser. „Glauben Sie, die sind anderer Meinung? Fragen Sie sie mal auf Ehre und Gewissen! Ein Mensch hat einfach die Pflicht, für die Seinen zu sorgen. Und wenn er das nicht tut, dann ist er für mich erledigt. Und Möring ist weiter nichts als ein Phantast gewesen. Gewiß, in einer Art ganz tüchtig, aber vom Geschäft nicht eine Idee! Und darauf kommt's gerade an. Die Leute haben ihn ausgenutzt. Ich bitte Sie, ein Mensch von seinen Fähigkeiten und seinem Ruf und hinterläßt keinen gebogenen Hellen. Ja, ist das glaublich?“

Peterßen's Augen bligten zornig und er runzelte die Brauen, Da fühlte er eine leichte Hand auf seiner Schulter; als er sich hastig wandte, stand die junge Witwe vor ihm.

„Sieber Better, komm. Der Kaffee ist fertig!“ Selbst durch diese alltäglichen Worte zitterte ein trauervoller Ton. Petersen nahm ihre schmale, blasse Hand: „Arme Marie!“ sagte er, und in sein Gesicht trat der Ausdruck offizieller Trauer. —

a. **Zaun und Grenzstein.** Der Uebergang von der Viehwirtschaft zum Ackerbau bei den Germanen verlief dem Grund und Boden einen früher unbekanntem Wert. Um so notwendiger erschien es nun, die Eigentums Grenzen fest zu bestimmen und kenntlich zu machen. Darum legten auch die alten germanischen Gesetze auf Zaun und Grenzstein ein hohes Gewicht.

Als älteste und früheste Grenzzeichen treten Erdhäufen oder Wälle auf. Nachdem sie mit den römischen Sitten und Gebräuchen bekannt geworden, errichteten die Germanen dann Steine, gewöhnlich in Quadratform, mit eingehauenen Zeichen. Unter die Steine legte man wohl auch noch besondere Merkmale, wie kleine Kugeln, Kohlenstücke usw. Daneben dauerte der Gebrauch von Bäumen mit eingehauenen Kreuzen oder eingeschlagenen Nägeln, sogenannten Malbäumen, als Grenzzeichen fort. Auf der Verrückung und Zerstörung solcher Grenzzeichen standen große Strafen, ebenso auf Unterschlebung und Errichtung falscher Zeichen. Das bayerische Gesetz bedrohte den Freien mit sechs Schilling, den Knecht mit zwanzig Prügel. War die Verrückung des Grenzzeichens nur durch Zufall und ohne böse Absicht geschehen, erfolgte die einfache Wiederherstellung. Das westgothische Gesetz bestrafte den Freien für jedes Zeichen mit 20 Schilling, den Knecht mit 50 Prügel. Rothari, König der Longobarden, setzte schon auf Verrückung der Grenzsteine, oder Verbrennung der Malbäume für den Freien 80 Schilling, für den Knecht den Tod oder 40 Schilling, wenn ihn sein Herr für solchen Preis löst. Wer nun Zeichen in einem fremden Walde machte, büßte als Freier mit 40 Schilling, als Knecht mit der Hand. Noch strenger war das burgundische Gesetz. Hier verlor auch der Freie die Hand oder löst sie mit seinem halben Behrgebe. Bei Grenzstreitigkeiten entschied das Gottesurteil durch Zweikampf. Nach altem germanischem Gesetz behielt dabei der Sieger das Land, und die Besiegten büßten 12 Schilling, weil sie dem Eigentum widersprochen. Die spätere mittelalterliche Urbargesezgebung steigerte die Strafen für Marksteinverletzung bis zur blutigsten Barbarei. Wer zu Niedermendig an der Mosel einen Markstein beschädigte (der markstein außere oder grübe), „den soll man gleich dem gürtel in die erden graben und soll ihm mit einem pflugh durch sein herz fahren“. Und im Stifte Fulda sollte derjenige, welcher die Grenzmarke an einem Acker weggespült hatte, bis an den Hals in die Erde gegraben und ihm sodann mit einem Pfluge über den Kopf gefahren werden.

Unter eben solchem Schutze standen die Zäune. Jeder Hof, jedes Stück Land oder Feld, auch das Weuland mußte mit Zaun oder Graben umgeben sein als Zeichen des Besigretes und zum Schutze gegen das Vieh. „Wer auch ein hofstatt hat, der soll zünen, hinden hin, also daß die güter hindenan friede heigen ze allen zitten“, heißt es in den alten Gesetzen. Das alte bayerische Gesetz schreibt die Höhe eines solchen Zaunes dergestalt vor, daß einer mittleren Person ein solcher bis an die Brust reichen mußte. Ähnlich die späteren mittelalterlichen Weistümer. Im Stifte von Lindau war vorgeschrieben, ein Zaun solle sein so hoch, „daß er einem ziemlichen Manne onder die Achseln gange und so stark gemacht ond geflochten wann ein ziemlicher Mann daruff stand, daß die nit niederbrechen, ond so dick, daß kein swin hindurch schliefen müge“. In der Wetterau sollte der Friede, d. h. der Zaun, so gemacht sein „also hoch ond fest, daß zwey gespannte perde nit können darüber kommen, ond daß sol geschehen vor Walburge“. Die Zeit, in welcher auf den Feldern das Sommer- oder Wintergetreide eingezäunt werden mußte, war den Gemeinden ebenfalls genau fest vorgeschrieben. In den Dörfern standen die Zäune unter steter Gemeinde-Aufsicht. So heißt es in dem Weistume der Gemeinden Winz und Verschweiler vom Jahre 1556: „Es sollen die Heimberg alle 14 Tage, doch ein tag 2 oder 3 ongefahrt, die Pflög Zeun besehen, ond da einer ein lud in solchen Zäunen hätt, soll derzelbig 3 Pfennig zur Buße geben“.

Die Strafen für Zaunverletzungen waren in den alten Gesetzen ziemlich mild. Wer nach dem bayerischen Gesetze von einem Lattenzaun eine Latte abbrach, büßte einen Schilling, ebenso wer von einem Rutenzaun eine Bindegerie entwendete. Stahl einer aber einen Auerbalken, so kam der Spaß 3 Schillinge. Höher ging das sächsische Gesetz. Wer nach diesem einen Zaun verlegt oder anzündet, büßt 15 Schillinge. Am barbarischsten war natürlich wieder das Mittelalter. Nach dem Wendhagenschen Bauernrechte sollte man demjenigen, der eine Zaunweide abgehält hatte, „den Bauch aufschneiden und nehmen seine Gedärme, und lassen ihm den Schaden betwinden, kann er das verwinden, so kann es die Weide auch verwinden“. —

**Notizen.**

— In Deutschland gibt es 60 000 öffentliche Volksschulen, in denen 125 000 Lehrer und 23 000 Lehrerinnen jährlich neun Millionen Kinder unterrichten. —

— Die Studentenschaft der Technischen Hochschule in Braunschweig plant die Aufführung von „Wallen-

Verantwortl. Redakteur: Paul Wittner, Berlin. — Druck und Verlag:

steins Lager“ unter freiem Himmel am Fuße des Hahnbirges. Gegen 400 Personen werden sich an der Aufführung beteiligen. —

— „Unsere Töchter“, ein Schwan von Marco Brociner und H. Köhler erlebt noch in dieser Spielzeit die Uraufführung im Wiener Deutschen Volkstheater. —

— Gumpert's neue Oper „Die Heirat wider Willen“ geht am 11. April im Opernhause zum erstenmal in Szene. —

— Die von der preussischen Volksvertretung bewilligten Mittel für die Denkmäler deutscher Tonkunst werden ähnlich wie für ihr Vorbild, die Monumenta Germaniae historica, im wesentlichen für Honorierung von Musikforschern und Herausgebern verwendet. —

— Der Berliner Bildhauer Brütt ist an die Kunstschule in Weimar berufen worden. Brütt fing als Steinmetz an. —

c. **Ueber die Ausgrabung eines großen Tempels in Aegypten** wird aus Kairo berichtet: Prof. Zanders Petrie hat den alten Tempel von Serabit El Khadem ausgegraben, der südlich von Suez liegt und von dort in fünf Tagen zu erreichen ist, wenn man die Reise auf dem Kamel zurücklegt. Der Tempel ist semitischen Ursprungs und unterscheidet sich von jedem anderen ägyptischen Tempel, den man bisher kennt. Er besitzt zwei Höfe für Waschungen und eine lange Reihe unterirdischer Kammern, die nacheinander von den Königen der 18. bis 20. Dynastie hinzugefügt wurden. Außerdem förderte Zanders Petrie viele bisher unbekannte Hieroglypheninschriften zutage, die sich auf Bergwerksexpeditionen in Aegypten beziehen. —

— **Höfe um den Mond.** Die sogenannten Höfe oder Ringe, die sich am häufigsten um den Mond zeigen, aber auch bei der Sonne nicht selten, gehören zu den interessantesten optischen Erscheinungen der Atmosphäre. Die am häufigsten vorkommenden kleinen Ringe oder Kränze, deren Durchmesser meist etwa 2 Grad beträgt, werden Aureolen genannt; sie entstehen durch Beugung der Lichtstrahlen an den Körperchen zarter Vollen oder Nebel in der Atmosphäre — ähnlich dem Lichtkranz, der bei starkem Nebel fast um jede Straßenlaterne zu sehen ist. Von der Größe dieser Wasserfällchen, die im Durchschnitt etwa ein hundertstel Millimeter beträgt, hängt der Durchmesser des Lichtkranzes ab; je größer die Kügelchen, um so kleiner sind die Aureolen. Wenn die winzigen Körper von möglichst gleicher Größe und Verteilung sind, erscheinen die Höfe sehr schön ausgebildet und zugleich farbig (mit vorherrschendem Rot), andernfalls überdecken sich die Farben, und der Ring erscheint uns weiß. Die größeren Höfe, auch Halo genannt, die einen Durchmesser von meist 22 Grad aufweisen und bald weiß erscheinen, bald Regenbogenfarben in umgekehrter Reihenfolge (das Rot innen) zeigen, entstehen durch Brechung des Lichtes in den kleinen Eiskristallen, die selbst im Sommer in den höheren Regionen der Atmosphäre schweben. Besonders häufig sind diese Erscheinungen in Polargebieten wegen der Menge der in der Luft schwebenden Eiskristalle. — („Kosmos“, Stuttgart.)

t. **Jüdischer Glimmerbergbau.** Der Glimmer, der in seiner farblosen, in großen Platten vorkommenden Spielart in der Industrie mannigfache Verwendung findet, wird in großen Maßstab im südlichen Indien gewonnen. Aus den Minen wird er zunächst in schüsselförmigen Körben nach den Schuppen gebracht, wo das Zuschneiden erfolgt. Der Werkführer wählt die besten Platten aus und spaltet sie selbst mit einem Vandeisen oder einem Messer in flache, dünne Stücke, die höchstens 1/8 Zoll dick sind und nicht die geringsten Flocken oder Erbüngen aufweisen dürfen. Diese Platten kommen dann in die Hände von Frauen oder Kindern, die mit einem Messer oder mit einem Stück Zinn oder Zink ein Rechteck darauf einrichten müssen, so groß es hinaufgehen will. Dann werden längs dieser vorgezeichneten Linien von Männern mit gewöhnlichen Gartenschere die Bieder herausgeschritten. Die Scheren sind mit einem Ende gewöhnlich fest in einen Holzblock eingebettet, der im Boden eingegraben ist, so daß die schneidende Fläche genau senkrecht steht. Die minderwertigen Glimmertafeln werden ebenso behandelt. Die gewonnenen vieredigen Platten werden schließlich in Bündel nach verschiedenen Größen und nach der Güte vereinigt. Im Glimmerbergwerk von Nellore werden etwa 150 Tonnen Glimmer jährlich gewonnen. —

g. Im amerikanischen Westen starb ein Advokat. Auf seinem Grabstein war zu lesen: „Ein Advokat und ein ehrenhafter Mann.“ Nach langen Jahren wurde in demselben Ort eine Versammlung des Farmerbundes abgehalten, und die Landleute beschäftigten unter anderem, Merkwürdigkeiten den Friedhof. Von dem oben erwähnten Grabstein konnte sich einer der Landleute gar nicht trennen. Nachdenklich und kopfschüttelnd betrachtete er lange die Inschrift. „Was hast Du denn?“ fragte man ihn. „Ich wundere mich nur“, antwortete er, „warum man gerade in dies Grab zwei Tote hineingelegt hat.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 2. April.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlaganstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.